

I **Grenzen – Theologie – Ethik**

Begrenzte Vermittlung von Grenzen

Zum Ansatz responsiver Transpartikularisierung

Peter Dabrock

Leben ist notorisch Grenzerfahrung: Bisweilen sind Grenzen zu achten, bisweilen zu überwinden, gar zu zerstören. Denken ist Reflexion von Grenzerfahrungen: Kompetenz im Differenzieren und im Aushalten von Zweideutigkeiten und in beidem Orientierung zu suchen, zu vermitteln – und sei es zu vermitteln, dass Vermittlung und Orientierung an ihre Grenzen geraten.

Grenzerfahrungen und Grenzerfahrungsreflexionen und -artikulationen sind vielfältig, weil Grenzen so unfassbar vielfältig sind: Es gibt nicht nur physische, psychische, soziale (sprich: rechtliche, politische, religiöse, wirtschaftliche etc.), technische, soziotechnische und metaphorische. Sie unterscheiden sich in all diesen Sphären, Domänen, Regionen und Konfessionen vor allem nach ihren Modi. Es gibt scharfe und weiche Grenzen, kalte und heiße, sichtbare oder unsichtbare, materielle und immaterielle, stabile oder instabile, undurchlässige, durchlässige, einseitig durchlässige, einigermaßen symmetrisch oder strikt asymmetrisch überwindbare, kurz-, mittel-, langfristig angelegte, explizit oder implizit diskriminieren wollende, Zäune, Gräben, Bruchlinien, Schwellen, Minenfelder, »Sortiermaschinen« (S. Mau) und, und, und ...

Ob und wenn ja, wann, wo, wie und warum Grenzen mal zu errichten und zu schützen oder mal zu überwinden oder gar zu zerstören sind, ist eine Frage der Perspektive. Diese wiederum ist regelmäßig erfahrungsgesättigt. Das wiederum können die einen bedenken und artikulieren, anderen fällt es schwer, Grenzerfahrungen zu formulieren, sie manifestieren ihre Widerfahrt von und ihren Umgang mit Grenzen dann oft nicht-propositional. Ob durch »Wort und Zunge« oder in der Prätention von »Tat und Wahrheit« (1 Joh 3,18): Grenzerfahrungen sind daher mindestens latent, oft explizit gewalttätig. Das ergibt sich schon daraus, dass die einen Grenzen verteidigen wollen (müssen, meinen es zu müssen); andere wollen sie überwinden (müssen, meinen es zu müssen) – diese Konstellation trägt fast a priori Gewaltpotential in sich. Da mag man vermitteln (wollen), aber Vermittlung, die sich ihrer eigenen Begrenztheit nicht bewusst bleibt, wirkt oft grenzverletzend. Und doch kann sie im Vollzug nicht anders, muss halt versuchen, möglichst »wenig Porzellan zu zerschlagen« – das wäre doch schon mal was. Oder in Anlehnung an eines der wichtigsten theologischen Statements des 20. Jahrhunderts (von Karl Barth in *Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie*) formuliert: »Wir sind Menschen, und können nicht ... – wir sind (von unserer Möglichkeit her) Denkende, es ist unsere Aufgabe. Wir haben den Gegensatz auszuhalten, zu bezeugen und, wo und wann (was immer das heißt) diese Spannung nicht beachtet wird, gegenzusteuern.« »Pecca fortiter – sed fortius fide«, mag man denken ... In diesem Sinne einige Überlegungen zur begrenzten Bedeutung von Grenzen und ihrer Vermittlung – in deutender Beobachtung dreier typologischer Perspektiven: der der

Grenzverteidigenden, der Überwinden-Wollenden und der mit beiden dekonstruktiv Kämpfenden (Spoiler: den responsiv Transpartikularisierenden).

Grenzverteidigungen

Gerade Progressiven scheint der Drang nach Grenzüberschreitung, nach »schöpferischer Zerstörung« (J. Schumpeter), nach Neuem, ja »Neuartigem« (A. Schütz) inhärent zu sein. Verteidigung von Grenzen wirkt für sie dagegen oft lethargisch, innovationsfeindlich. So sehr gerade in der DNA der Moderne Grenzverteidigungen den Eindruck von Retardierung oder gar Regression machen mögen, einseitige Kritik daran springt praxeologisch wie theoretisch meist zu kurz: Ohne Grenzen kein Leben – und dazu braucht es nicht unbedingt eine feste Zellwand –, erst recht kein menschliches Leben. Grenzen bieten Schutz, Stabilität und Sicherheit, indem sie nach innen Identität inszenieren (was nicht nichts, vielmehr konstitutiv für Selbst-Verwirklichung ist) und nach außen ausschließen; sie schaffen oder kultivieren die vermeintlich eindeutige Differenz von »wir« und »die anderen« und stellen so »prima facie« einen erheblichen Solidarisierungs-, Zugangs- zu Rechten oder Privilegien und somit Machtfaktor dar. Nur in unrealistischen Szenarien ist Macht per se verpönt. Realistischerweise kann und sollte man sich und anderen eingestehen: Macht ist Handlungs-, Entscheidungs- und Gestaltungsmöglichkeit. Diese kann – und auch das ist immer eine Frage der Perspektive – zwar eingesetzt werden, um andere zu disziplinieren – Foucault weiß mehrere Lieder darüber zu singen –, zu kontrollieren oder zu unterdrücken, aber auch um Umwelt wie Welt verantwortlich zu gestalten – selbst dazu hilft im Übrigen bisweilen (Selbst-)Gouvernementalisierung. Wie dies geschehen kann, ergibt sich erneut aus der eingenommenen oder übernommenen Perspektive. Kurzum: Wir können nicht *nicht* Grenzen aufbauen, verteidigen, »bewirtschaften« – Macht braucht es deshalb.

Aber wie angesichts von Bedrohung, Infragestellung oder Untergrabung von Grenzen verteidigend reagiert wird, sagt viel über die soziale und ideologische Innenseite der Grenzmarkierung aus. Wenn Unsicherheit darüber, was das Eigene angesichts von Fremdem noch ist, Misstrauen und Feindschaft aus sich entlässt, äußert sich dies zunächst oft in aggressiver Ablehnung der Anderen als »Fremden«, die dann nicht selten diskriminiert werden. Zur »Verteidigung« des Eigenen werden dann in einem verstärkten Kontrollbegehrn formelle Gesetze, informelle Regeln, materielle Mauern, Zäune oder unsichtbare, aber effektive soziotechnische »Sortiermaschinen« eingesetzt.

Politische Bewegungen, die einfache, nationalistische oder gar chauvinistische Lösungen imaginieren und daher Grenzschutz und nationale Sicherheit priorisieren, etwa durch strenge Einwanderungspolitiken, militärische Maßnahmen oder auch Zölle, bekommen Aufwind. Denn die Abgrenzung von »anderen« wird zentral, um die eigene bestehende Ordnung zu wahren. Wenn man glaubt, dass Fremde bereits zum vermeintlich illegitimen Teil des zu verteidigenden Eigenen geworden sind, werden gegenüber ihnen Rufe nach Ausweisung, Remigration oder Exklusion laut – Girards

Sündenbock lässt grüßen –, parallel wird eine romantisch verklärte Vergangenheit als vermeintliches Ideal hochgehalten, das durch Fremde im Eigenen gefährdet sei. Geschichtswissenschaft belehrt oft eines Besseren, dass die Vergangenheit keineswegs ideal war. Beides, Ausschluss und Pseudoidealisation, findet sich nicht nur im politischen Raum. Reaktionen auf Grenzfragestellungen und -überwindungsversuche können auch anders von statten gehen, wenn man darin eine Refiguration des Eigenen sehen kann – später mehr, zunächst typologisch zur Perspektive der Grenzüberwinder:innen.

Grenzüberwindungen

Weil Ordnung, Kontrolle, Disziplinierung, Machtbegehren, identitäre Stabilisierung oder gar Abschließung immer auch Kollateralschäden und Opfer produzieren, liegt es geradezu »in der Natur der Sache«, dass Menschen, die oder deren Positionen, Entscheidungen, Gemeinschaften oder Organisationen auf der Außenseite von Grenzziehungen zu stehen kommen, versuchen, solche Grenzen infrage zu stellen, zu überwinden, zu verschieben oder zumindest durchlässiger zu machen. Denn für sie und ihre Haltungen wie Handlungen sind solche Grenzen nicht Schutz- und Stabilitätsmechanismen, sondern Barrieren, die Chancen verwehren, Freiheit einschränken und Ungerechtigkeiten manifestieren. Viele geben auf und versinken in Frustration oder Lethargie, manche halten in Hoffnung auf Besseres oder gar (vermeintlich) ganz Anderes mit ihrem Veränderungswillen dagegen. Menschliche Geschichte – in allen Sphären der Gesellschaftsgeschichte – lebt von solcher Veränderungsbereitschaft, die sich mit dem Gegebenen, dem Alten, dem Überlieferten – aus welchen Gründen auch immer – nicht zufriedengibt. Paradigmatisch ist wissenschaftlicher Fortschritt nichts anderes als das permanente, methodisch geleitete Hinausschieben von Grenzen auf der Grundlage reproduzierbarer Versuche und begründungsfähiger Theorien. In sozialen und politischen Kontexten ereignen sich Akte von Befreiung oder Emanzipation meistens angesichts von wahrgenommenen Unrechts- oder Ungerechtigkeitsempfindungen ganz unterschiedlich: Solche Artikulationen, Handlungen und Bewegungen können für die Grenzüberschreitung werben, gegen das Vorgegebene protestieren, die gegebene Ordnung durch »innere Kündigung« oder »Bummelstreiks« ineffektiver machen und sie so von innen her aushöhlen; sie können aber auch als moderater ziviler Ungehorsam, deutlicher Widerstand oder gar in Form von Revolutionen daherkommen. Mal sind sie evolutiv-reformerisch, mal revolutionär-disruptiv. Um so illegitimer oder willkürlicher Grenzziehungen wahrgenommen werden, um so mehr steigt oft die selbstlegitimierende Bereitschaft, sie gegebenenfalls auch gewaltsam zu überwinden, sofern dies noch möglich ist und die Grenzen nicht ein so enges Korsett bilden, dass jeglicher Widerstand – auch Ausdruck menschlicher Freiheit – als zum Scheitern verurteilt wirkt. Wo Überwachungstechniken, Überwachungsstaat und »Überwachungskapitalismus« (S. Zuboff) ihre dunkle digitale Hochzeit feiern, droht dieser Zustand. Der wichtigste Grund, diese Dystopie zu verhindern, besteht darin, »soziale Freiheit« (A. Honneth), also die Freiheit, die sich nur mit unter

der Bedingung wechselseitiger Anerkennung mit anderen (wie beispielsweise Beziehungsleben oder Demokratie) realisieren lässt, aufrechtzuerhalten. Selbst wenn man am Bleibenden festzuhalten gewillt ist, sprich: Grenzen verteidigen will, lohnt es sich immer wieder, beharrlich nach Besserem zu schauen. Wie aber können Modi von Grenzverteidigung und Modi von Grenzüberwindungen so zusammengedacht und praktisch miteinander gekoppelt werden, dass keine »schlechte Ambiguität« (M. Merleau-Ponty) entsteht, sondern notwendige Identitätsräume und Ordnungen geschaffen werden, die offen bleiben für Neues, Andere(s) und Fremde(s) und zugleich ihre Grenzen (von Aufnahme) anerkennen?

Responsive Transpartikularisierung als begrenzte Vermittlung von Grenzen

In der Theorie gelingt die Vermittlung schnell. Im Anschluss an Bernhard Waldenfels, dessen Arbeiten mich wie wohl kein anderer Ansatz geprägt haben, sind die entsprechenden Figuren bekannt: Wer im und am Eigenen Elemente, Erfahrungen, Spuren, Auf- und Einbrüche von und vom Fremden erlebt, sprich: ihm, ihr, ihnen widerfährt, kann – rein theoretisch – gewahr werden, dass »das, was ist, nicht alles ist« (Th. W. Adorno), vielmehr nicht alles, aber vieles »ganz anders« (R. Musil) sein könnte. Diese moderaten, relativen bis radikalen Differenzerfahrungen könnten eine Sensibilität und im Idealfall sogar Toleranz für Ambivalenzen und noch stärker Ambiguitäten (Th. Bauer) bewirken. Man würde der Begrenztheit des Eigenen aufgrund und aus der Perspektivität des eigenen Standorts gewahr oder könne sich für das (begrenzte) Recht der Perspektive, der Position, des Eigenen des/der Fremden öffnen. Das Eigene wäre dann neu oder gar neuartig die Einheit der Differenz von Eigenem und Fremdem oder – luhmannianisch gesprochen – von System und Umwelt. Ob man dann das System als konsequent operativ geschlossen oder doch unter grundsätzlicher Beibehaltung dieser Figur auch mit – warum auch immer sich ereignenden – Rehybridisierungen (B. Latour) und Intermediatisierungen (W. Huber) von Systemen und Systemlogiken rechnet, ist sekundär im Verhältnis zu der in beiden Fällen sich einstellenden Einsicht, dass Eigenes, das auf die Widerfahrt von ihm Fremdem reagiert, ein anderes wird, als wenn es diese Erfahrung abblendet. »Man kann eben nicht zweimal in denselben Fluss steigen – panta rhei.« (Heraklit). Selbstkritik und Neuorientierung dürften sich jedenfalls eher einstellen, wenn man Fremderfahrungen im Eigenen (mindestens qua re-entry beobachtend) internalisiert.

Den Ansatz, der nicht nur die Partikularität des Eigenen würdigt, sondern in der induktiv gewonnenen Einsicht, dass aus der beanspruchenden (und durchaus herausfordernden, vulgo: oft als problematisch empfundenen) Widerfahrt von Fremdem im und am Eigenen – man ist selten, wenn überhaupt »Herr im eigenen Hause« (S. Freud) – Allgemeineres über das Partikulare hinaus antwortend, sprich: responsiv gewonnen werden kann, ohne dass das Partikulare als bloße Zwischenstation, als Un-eigentliches und möglichst schnell zu Überwindendes angesehen werden muss, habe ich seit vielen Jahren unter dem Stichwort »Transpartikularisierung« beworben.

Man könnte – je nach Perspektive oder diskursiver Intention – von kultursensibler (lateraler) Universalisierung, von differenzsensibler, transzendierungswilliger wie -fähiger Partikularität sprechen. Bereitschaft und Fähigkeit transpartikularisierender Dynamiken hängen davon ab, ob man sich von Fremdheitserfahrungen am und im Gegenüber zum Eigenen responsiv in Frage stellen lässt. Diese – im schärfsten Fall: unabweisbare – Widerfahrnis kann sich in persönlichen Erfahrungen, in (religions-)kulturellen Milieus, in politischen Gestaltungsoptionen, angesichts unvermeidbaren Aufeinandertreffens unterschiedlicher systematischer Rationalität in der Gesellschaft, aber auch bspw. in der orientierenden Beobachtung der Gesellschaft in Ethiken ereignen. Das gilt jedenfalls für solche Ethiken, die sensibel bleiben für die Dialektik von Genealogien und Geltung, von Gerechtem und Gutem, von Liberalität und Kulturalität, von Zugehörigkeit und Öffnung, von Kognition und Emotion, statt sich in den bekannten Dichotomisierungen zu verschließen.

Theoretisch und (manchmal auch) praktisch lassen sich solche Transpartikularisierungsdynamiken, die Grenzen überschreiten wie nicht per se völlig zerstören, zumindest in fünf verschiedenen Schritten umsetzen: Neben der bereits erwähnten selbstkritischen Anerkennung der eigenen Begrenztheit legt sich zweitens nahe, aus diesem konstruktiven und kritischen Unruhefaktor gegenüber eigenen Lebenskonzeptionen heraus auf andere Lebensdeutungen offen zuzugehen. Drittens könnte man aus der eigenen Erfahrung, dass in der Überwindung von Grenzen Eigenes größer, wertvoller, anders geworden ist, andere Lebensdeutungsmuster, Menschen, Organisationen ermuntern, auch in ihren Sphären oder kultursprachlichen Praktiken nach solchen Interdiskurse eröffnenden, grenzüberschreitenden oder zumindest -erweiternden Motiven und Deutungsressourcen zu suchen. Und wenn dies für jene aus welchen sachlichen, sozialen, räumlichen Gründen auch immer schwerfällt, mag es gerade für die interdiskursiven Erschließungen von immer neu zu suchendem »overlapping consensus« (J. Rawls, aber ›consensus‹ lateinisch als Plural zu lesen!) auf sachlicher wie sozialer Ebene viertens förderlich sein, proaktiv dem/den Anderen virtuelle oder reale Diskursräume zur Verfügung zu stellen. Allein dadurch können auf beiden Seiten oder denen Dritter schließlich fünftens sachliche und/oder soziale Netzverbindungen geschaffen werden, die immer auch »Entnetzungen« (U. Stäheli) einschließen. Diese Entnetzungen mit sich führenden Vernetzungen bilden zwar nicht unbedingt *das Allgemeine* oder gar *das Gemeinwohl*, aber im Sinne komparativer Lebensdienlichkeit können sie durch begrenzte Vermittlung von Grenzerfahrungen Grenzen vermitteln oder verschieben und auf diese Weise zu situativ oder auch strukturell mehr Gemeinsamem in einer pluralen, ja zunehmend polarisierten Gesellschaft beitragen.

»Es könnte alles so einfach sein, ist es aber nicht.« (Die fantastischen Vier). Denn wann, wo, wie und von wem mal die grenzverteidigenden, mal die grenzüberwindenden Schritte zu gehen sind, was damit an Zumutungen für sich und Andere(s)/Fremde(s) verbunden ist, ist alles andere als ausgemacht. Im Gegenteil, in diesen Grenzvermittlungen liegt auch beim *reflecting* oder beim *doing transparticularisation* die entscheidende Hürde. Rein theoretisch wird man zwar sagen können, dass solche Grenzkulturen dann um so glaubwürdiger sind, wenn mit Rawls' Differenzprinzip oder dem von Heinrich Bedford-Strohm und anderen herausgearbeiteten Prinzip der

vorrangigen Option für die Armen/Benachteiligten/Vulnerablen/Machtarmen etc. die Befähigung, Ermächtigung und der Ressourcenzugang für solche »Worst-off« im Vordergrund stehen. Aber wer die »Worst-off« sind, wie weit ihr Befähigungs-, Ermächtigungs- und Zugangsprivileg (wenn überhaupt) gilt, wer wann wie lange für sie sprechen darf, wenn die »Überlegenheit der Unterlegenen« (D. Loick) bei möglichen Grenzverschiebungen konstatiert, artikuliert und in Praxis umgesetzt werden soll, ist ebenfalls alles andere als klar, vielmehr notorisch Ursache für oft scharf ausgetragene Konflikte. Dass dabei die rechtliche und moralisch-ethische Dialektik der Dialektik von Menschenwürde und Menschenrechten eine nicht zu hintergehende Voraussetzung, sprich: einen Kompass zur groben Orientierung darstellt, ist zwar richtig. Aber aufgrund der nach vorne hin eigenen Offenheit der genannten doppelten Dialektik, die sich aus der Wahrnehmung und Artikulation wie den unterschiedlichen Praktiken der Überwindung von je neuen, massiven Unrechtserfahrungen und oft daran abgelesenen fundamentalen Ansprüchen ergibt (man denke an die Grenzverschiebungen in der Geschichte, was als Menschenrechte gelten durfte und darf: politische Teilhabe und Abwehrrechte, soziale Teilhaberechte, kulturelle Rechte und – wie auch immer zu begründende – Umweltrechte), erweist sich auch dieser Kompass bestenfalls als notwendige, keineswegs als hinreichende Bedingung, wie die Spannung (der Vermittlung) von Grenzverteidigungen und -überwindungen zwischen Eigenem und Fremdem auf- oder abgelöst werden soll und kann.

Immerhin können mit dem Verweis auf die rechtliche wie moralisch-ethische Dialektik der Dialektik von Menschenwürde und Menschenrechten zumindest normativ oft diskursive Beweislastigkeiten festgelegt werden. Das ist nicht nichts. Aber pragmatisch ist die Situation meistens dann doch noch oft komplizierter. Denn selten befinden »wir« uns in einer Situation, »in der das Rad neu erfunden« werden kann oder soll. Pfadabhängigkeiten sind zwar nicht per se normativ bindend (wie die zuletzt genannte Bedingung der Bedeutung von Menschenrechten und Menschenwürde zeigt). Jedoch bewirken harte Disruptionen oft nicht das, was sie intendieren – ganz im Gegenteil: »Die Revolution ... frisst ihre eigenen Kinder« (G. Büchner) oder noch schlimmer: Vorschnelle, für Pfadabhängigkeitsgeschichten unsensible Grenzüberwindungsversuche erwirken oft das Gegenteil bei den Anzusprechenden oder zu Überzeugenden und ermöglichen deshalb nicht selten (für gewisse Zeit) *contra intentionem* Restabilisierung vorhandener Ordnungen. Rhetorikratgeber, Emotions- und sozialpsychologische Bias-Forschungen bestätigen durchweg die These, dass es zur Erreichung einer normativ-ethisch rechtfertigbaren Grenzverschiebung häufig konsitutiv ist, »from scratch« auf das *Wie*, sprich: die modale Differenz – »Der Ton macht die Musik« – zu achten. Solche pragmatischen Erwägungen scheinen ähnlich wie verantwortungsorientierte Kompromisssuche für eine allgemeine Ethik eine Verunreinigung von puristischer, rein auf formale Konsistenz achtender Modallogik und (meta-) ethischer Argumentation darzustellen. In der Perspektive einer konkreten Ethik, die immer auch den Weg »from principle to practice« im Blick hat, dagegen spielt Motivation, Reproduktion und Umsetzungsfähigkeit von als rechtfertigbar erkannten Maximen, Positionen, Entscheidungen, Lebensformen oder Organisationsstrukturen eine entscheidende Rolle, um Grenzen entweder verteidigen oder verschieben zu können. Dabei wird eine konkrete Ethik zunehmend auch Theorien selbstkritisch

mitbedenken müssen, die mit Gründen befragen, ob epistemische oder intersektionale verstärkte Ungerechtigkeiten übersehen wurden, und noch problematischer: ob sich eine konkrete Ethik im (zu) guten Willen paternalistisch als Stellvertreter:in für Benachteiligte inszeniert hat, ohne in gleichem Maße deren Befähigung und Selbstermächtigung zur (artikulierenden Vermittlung) von Grenzgestaltungen gefördert zu haben.

Und selbst wenn man all das zu bedenken gewillt war oder ist, wird man beständig mit Erfahrungen konfrontiert, dass Menschen, Gruppen, Organisationen trotz vermeintlich bester normativer Argumente, trotz Berücksichtigung von Genealogien, Emotionen, Beweislastigkeiten und Pfadabhängigkeiten dennoch sagen: »Nicht mit uns!« Ethische Transpartikularisierungsreflexion wird sich vielleicht rausreden können und nüchtern konstatieren: Ethik, auch konkrete, ist nicht selbst individuelle oder soziale Entscheidung, sondern nur Entscheidungskriterienberatung. Für *doing transparticularisation* gilt dieser Vorbehalt nicht so schnell. Bevor man sich und anderen eingesteht, dass selbstverständlich alle menschlichen Anliegen, ebenfalls die besten, scheitern können – auch Transpartikularisierung ist kein Wundermittel –, sollten zumindest einige Anstrengungen nicht unberücksichtigt gelassen werden: Die erwähnten fünf responsiven Transpartikularisierungsschritte haben – wenn überhaupt – vor allem dann Aussicht auf »Erfolg«, wenn Sie eingebettet sind in sie fördernde Lebensformen. Diese sind mehr als individuelle Maximen oder auch Lebenseinstellungen. Sie kombinieren Sein, Werden, Handeln und Strukturen zwischen Individuellem und Sozialem, indem sie dafür Kognitionen, Emotionen, ritualisierte Praktiken, Tugenden, Feste und Rituale einschließen und sich selbst durch diese Vielfalt an Formen und gerade Mixturen finden wie immer neu erfinden – und genau in diesem Prozess re-stabilisieren. Sie schaffen (und sind) Ordnung und gewähren Sicherheit wie Vertrauenserfahrungen, aus denen man eher bereit ist, Neues zu wagen, weil man ein Ressourcenbecken zu haben glaubt. Zugleich bilden sie, im Verständnis von Rahel Jaeggi, keinesfalls fixe Sozialontologien, sondern entwickeln sich oft durch Kritik von außen und innen, bisweilen auch transformativ – wenn auch – träge weiter. Die Entwicklung von Transpartikularisierungsdynamiken aus Lebensformen heraus kann sich deshalb so konstruktiv bei Grenzgestaltungsanstrengungen – sei es Verteidigung, sei es Verschiebung, sei es Überwindung – auswirken, weil man auf Motivationen, Deutungen, Emotionen und Praktiken zurückgreifen kann, die selbst Transformationscharakter, aber auch »Heimat«-Gefühle bieten: also das, »das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war« (E. Bloch). Apropos Emotionen – auch diese werden in Lebensformpraktiken und (damit einhergehenden) -praxeologien eingehegt, sprich: nicht einfach verheimlicht, unterdrückt oder (vermeintlich) ausgeschlossen, sondern auch als Teil der Lösung und nicht nur (ja, das sind sie auch) des Problems angesichts von Grenzkrisen angesehen. Damit dies, Lebensformkultivierung mit Emotionsintegration, gelingen kann, ist die Förderung von Bildung als Einübung von Differenzkompetenz und Ambiguitätssensibilität unabdingbar. Zu dieser integral verstandenen, sprich: Emotionen und Kognition ansprechenden Bildung gehört dann nicht nur die Sensibilisierung für Grenzen, sprich: für Endlichkeit wie für konstitutive und spezifische Vulnerabilitäten und Fehlbarkeiten von Menschen im endlichen Hier und Jetzt, zu wahren, sondern auch ohne Resignation angesichts die-

ser Endlichkeitskonstitutiva lebensformgesättigt die Suche nach Besserem, Neuartigem, Anderem nicht aufzugeben – denn »das, was ist, ist nicht alles.« (Th. W. Adorno)

Im Verweis auf eine letzte Differenz- und damit Grenzerfahrung nicht nur einen Verlust, sondern auch eine Verheißung zu sehen, lässt sich nicht beweisen, ist aber in der Religionskultur des Christentums, insbesondere in der Traditionslinie von Reformation und Protestantismus, ein geschichtsgesättigter Möglichkeitssinn im Wirklichen. Diese Transzendenzoption lässt sich – wie nahezu alles in menschlichen Lebensformen – nicht beweisen, aber im Sinne der *fides quaerens intellectum* (Anselm von Canterbury) kann sie nicht nur »in Wort und Zunge, sondern in Tat und Wahrheit« (1 Joh 3,18) – eben nicht pseudooptimistisch, aber doch hoffnungsfröhlich (nach T. Eagleton) – *doing transparticularisation* helfen anzugehen. Angesichts der gegenwärtigen Lage der Gesellschaft lohnt sich dieser Möglichkeitsblick, um jenseits von Grenzverteidigungs- oder Grenzüberwindungsdenkschulen responsiv Grenzgestaltungen als Chance, wider alle Unwahrscheinlichkeit, zu versuchen. Wenigstens das – wär doch was!¹

1 Der Beitrag versteht sich als Essay und verzichtet entsprechend genretypisch auf Anmerkungen. Um nicht den trügerischen Eindruck zu erwecken, das Gesagte komme ohne Quellen des Nachdenkens aus, verweise ich bei geflügelten Worten, feststehenden Wendungen oder geliehenen Ideen in Klammern auf die jeweiligen Autor:innen. Die entsprechenden Nachweise sind dann leicht zu recherchieren.